

In dieser Nummer:

**Neues Seminar
in Milland**



September/Oktober 1956

49. Jahrgang - Heft 5

Stern der Neger

Zeitschrift der Missionäre Söhne des Hl. Herzens Jesu

STERN DER NEGER

Zweimonatsschrift

September/Oktober 1956

INHALT

Neues Knabenseminar in Milland	97
Br. Gottfried Oberstaller: Ein ewiges Licht entzündet	99
P. Karl Fischer: Ausflug ans Meer	100
P. Wilhelm Kühner: Südafrikanische Notizen (Fortsetzung)	103
P. Peter Taschler: Vom Unkraut überwuchert	106
Erich Dickudt: Gold und Silber lieb ich sehr	108
P. Erich Huber: Was ihr einem der Geringsten	112
P. Konrad Lohr: Negerseelsorge in den USA	114
Rolf Friedrichs: P. Gratiens letzter Ritt (Schluß)	116
Josef Pfeifer: Wie Gott einen Schwerhörigen rief ..	119
Hier spricht Baba Omuschle	120

Titelbild

Dieser Missionsschüler aus der Apostolischen Präfektur Mopoi gehört dem hochstehenden Volk der Zande an.

(Fides-Foto)

Bestellung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal
(14a) Ellwangen/Jagst (Württemberg)

Österreich:

Missionshaus Maria Fatima
Unterpremstätten bei Graz

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland
bei Brixen

Jährlicher Bezugspreis

DM 2.50 - S 12 - 300 Lire

Einzahlung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal
Postscheckkonto Stuttgart 540 66

Österreich:

Scheckkonto 86211 „Stern der Neger“

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland
bei Brixen

Herausgeber und Verleger

Kongregation der Missionäre
Söhne des Heiligsten Herzens Jesu
Josefstal bei Ellwangen/Jagst

Schriftleitung

P. Edmund Schumm, Josefstal

Druck

Schwabenverlag AG
Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst

Mit kirchlicher Druckbewilligung
und Erlaubnis des Generalobern

Postverlagsort: Ellwangen (Jagst)

Missionshäuser keine Fremdkörper

Aus der Ansprache von Exz. Josef Gargitter,
Bischof von Brixen, am 17. Juni in Milland

Nicht nur für eure Gemeinschaft ist der Tag der Einweihung ein Anlaß zur Freude, sondern auch für den Bischof und die ganze Diözese. Dem Bischof ist vom Hl. Vater ein Teil der Kirche anvertraut. Aber als Bischof seiner Diözese ist er zugleich auch ein Bischof der ganzen heiligen Kirche. Deshalb bleibt es ureigenste Aufgabe jedes Christen, Priesters und Bischofs, katholisch zu denken und Interesse und Liebe zu haben für die Werke der katholischen Mission. So ist der heutige Tag ein Tag der Freude für die ganze Diözese. Missionshäuser sind keine Fremdkörper in einer Diözese, sondern Ausdruck und Zeugnis ihres Glaubenslebens. Jede Diözese ist berufen, auch an der Bekehrung der Heidenwelt mitzuarbeiten, und dieser Beitrag wird umso kräftiger sein, je besser die Voraussetzungen dazu sind. Deshalb freuen sich Bischof und Diözese über das Blühen der Missionshäuser, weil das ein Beweis dafür ist, daß es in unserm Land noch katholisches Glaubensleben gibt. Das Absterben des Missionswirkens würde eine Verarmung des Glaubenslebens in der Heimat bedeuten.

Ein besonderes Wort soll heute den Studenten gelten, die hier in diesem Hause ihre Vorbereitung auf den Priester- und Missionsberuf erhalten. Der Mittelpunkt des Hauses ist diese Kapelle, dieser Altar, ist Christus. Wenn ihr also hineingeht in diese Kapelle, soll jedesmal der innige Wunsch eure Herzen erfüllen, geeignete Werkzeuge Gottes, geeignete Priester, heilige Priester zu werden. Ihr wißt aber: Ein heiliger Priester wird man nicht über Nacht, und die Heiligkeit ist kein Geschenk der Priesterweihe. Wer ins Heiligtum tritt, muß ein heiliges Herz mitbringen, das er sich in den langen Jahren des Studiums und der Vorbereitung erworben hat. Laßt es euch nicht verdrießen, all die Jahre hindurch immer Ausschau zu halten nach dem Gipfel priesterlicher Heiligkeit.



Links unser neues Knabenseminar in Milland, das am 17. Juni von Bischof Josef Gargitter von Brixen eingeweiht werden konnte. Rechts das Missionshaus.

Neues Knabenseminar in Milland

Für sein Missionsgebiet in Zentralafrika hatte der nachmalige Missionsbischof Daniel Comboni († 1881) in Verona ein Missionsinstitut gegründet, dem von Anfang an auch zahlreiche Mitglieder aus Österreich und Deutschland angehörten. Auf Veranlassung des österreichischen Kaiserhauses wurde 1895 in Milland, unweit der alten Bischofsstadt Brixen im damals noch zu Österreich gehörenden Südtirol ein ehemaliger Edelsitz erworben und als Missionshaus bezogen. Von der großen Armut, die dort in der ersten Zeit herrschte, zeugt die Hauschronik, die zu berichten weiß, daß man zum Essen die Türe aushängen und als Tisch benützen mußte. Durch einen stattlichen Neubau (der später an den italienischen Staat verloren ging) und verschiedene Umbauten entwickelte sich die Niederlassung immer besser und beherbergte in ihren Mauern bald ein blühendes Knabenseminar, dazu Noviziat und Scholastik.

Die politischen Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg zwangen zur Verlegung des Seminars nach Graz (heute in Unterpremstätten). Nach dem zweiten Weltkrieg entschloß man sich, in Milland wieder ein Seminar zu eröffnen. Der 1. März 1946 ist das Datum des Neubeginns. Im Herbst 1950 waren es 31 Stu-

denten. Sie konnten nur notdürftig untergebracht werden. Da ihre Zahl ständig zunahm, entschloß sich P. Rektor Kirchler zu einem großen, zweckentsprechenden Erweiterungsbau.

Im April des Jahres 1953 begannen die mühevollen und zeitraubenden Erdarbeiten. Stellenweise mußte bis zu acht Metern in die Tiefe gegangen werden. Unsere Studenten halfen mit bewundernswertem Arbeitseifer freiwillig am Bau ihres zukünftigen Hauses mit und opferten auch gern einen Teil ihrer wohlverdienten Ferien. Im Herbst 1954 war der Rohbau unter Dach. Im darauffolgenden Frühjahr begann man mit dem Innenausbau und den Installationsarbeiten. (Die Heizungsanlage versorgt auch das Missionshaus der Ordensleute und den Werkstättenbau.) Unsere Missionsbrüder haben hier Hervorragendes geleistet. In der Schreinerei fertigten Br. Spiß und Br. Nagler aus dem Missionshaus Josefstal ungefähr 400 Fensterflügel, über 100 Türen und 24 Kapellenbänke an. Br. Johann Oberstaller versah mit Künstlerhand Portal, Kapellen- und Speisesaaltüren, Tabernakel und Kanzel mit feinem Schnitzwerk. Die Flaschner- und Schmiedearbeiten, so besonders das Treppengeländer, übernahmen Br. Molling und Br. Rösch. Für die Malerarbeiten

ten war Br. Mai aus Josefstal herbeige-
eilt; er konnte sie mit seinen Gehilfen
bis zum Tag der Einweihung zu Ende
führen.

Die Bauleitung lag in den Händen von
P. Josef Würz, der auch die Pläne zeich-
nete. P. Rektor V. Kirchler hatte für die
enormen Materialrechnungen und die
Löhne aufzukommen und die vielen
hungrigen Mägen zu füllen. Terminge-
recht gingen die Arbeiten am Vorabend
vor dem 17. Juni zu Ende. Dann noch
ein emsiges Putzen und Fegen bis Mit-
ternacht, und der langersehnte Tag
konnte anbrechen.

Am Morgen ging die Sonne strahlend
auf, und die ersten Festgäste fanden sich
ein, Angehörige unserer Studenten, zum
Teil in ihren schönen alten Trachten, so
aus dem Sarntal. Bald fuhr Auto um
Auto der zahlreich geladenen promi-
nenten Gäste vor. Um halb zehn Uhr
traf Bischof Gargitter von Brixen ein
und wurde am girlandengeschmückten
Portal von P. Generalvikar Karl Mönch
und P. Rektor Josef Ettl begrüßt. Der
Studentenchor sang ein vierstimmiges
Lied. Dann schritt der Bischof zur Weihe
der Kapelle und des Hauses und feierte
mit der festlichen Gemeinschaft in der
Kapelle die erste hl. Messe. In eindring-
lichen Worten sprach er von der Ver-
bundenheit von Heimat und Mission
und vom Ideal des Priester- und Mis-
sionsberufes. Während der Bischofs-
messe sangen die Studenten die schöne
Christ-Königs-Messe von Haas. Ein
Dank-Tedeum schloß die kirchliche Feier
ab.

Nun besichtigten die hohen Gäste die
einzelnen Räume des Hauses. Sie waren
beeindruckt von der zweckmäßigen
Raumaufteilung und Einrichtung. Im Un-
tergeschoß sind Heizung und Speisesaal
untergebracht, der auch als Theatersaal
dient. Darüber befindet sich die Kapelle,
die zwei Stockwerke umfaßt. Durch die
leichtgetönten Fenster flutet helles und
doch sakrales Licht herein. Der weiße
Marmor der Altäre leuchtet feierlich. Die
Gemälde über den drei Altären sind das
Werk des Priester-Malers Georg Ober-

kofler. Über dem Hochaltar thront
Christkönig inmitten seiner Apostel, der
ersten Missionare. Ferner zeigt dieses
Fresko den hl. Petrus Claver, wie er
Christus Negersklaven zuführt, und
einen Missionar, wie er ihm Missions-
studenten empfiehlt. Die Temperage-
mälde der Seitenaltäre stellen die
Schutzmantelmadonna und den hl. Jo-
sef, den Patron des Hauses, dar.

Über ein großes Treppenhaus, das den
fast 50 Meter langen Bau in zwei Hälft-
en teilt, gelangt man zu den Studier-
und Schlafsälen der Studenten; rechts
wohnen die Ober-, links die Unterklas-
sen. Die beiden Abteilungen besuchen
zwei verschiedene Lehranstalten der
Stadt.

Nach der Feier bot sich dem Auge
auf dem Platz vor dem Haus ein prächtiger
Anblick: Leute in ihrer Tracht stan-
den um den Brunnen, dessen Kernstück
eine die Welt darstellende Granitkugel
ist, überragt von einem Kreuz, aus
dessen Balken die lebensspendenden
Wasser fließen, im Hintergrund, um-
rahmt von Blumen, die weiße Statue des
Herzens Jesu mit ausgebreiteten Armen,
als wolle er diese Stätte des Friedens
umschließen.

Zum Mittagmahl versammelten sich
die etwa 80 Festgäste im neuen Speise-
saal. Man sah u. a. den Hochwürdigsten
Bischof, den Maler Msgr. Oberkofler,
den Landeshauptmann, den Bürgermei-
ster von Brixen, Vertreter der Lehran-
stalten. P. Karl Mönch überbrachte die
Grüße des Hochwst. P. Generals Richard
Lechner, der gegenwärtig auf Missions-
reise in Amerika weilt. Unter anderem
sagte er, das Milländer Missionshaus sei
für viele Missionare zur geistigen Hei-
mat geworden, denn hier in Milland und
in Brixen hätten sie ihre Ausbildung er-
halten und seien von hier nach Afrika
und Amerika hinausgezogen. Der Stu-
dentenchor erfreute die Gäste durch pas-
sende Lieder.

Möge dieses neue Haus wirklich ein
Seminar, eine Pflanzstätte für recht viele
und hochgesinnte Glaubensboten wer-
den, die den Glauben der Heimat zu den
fernen Völkern tragen.

Das neue Kirchlein in Carolina, Diözese Lydenburg, eingeweiht am 31. Mai.



Ein ewiges Licht entzündet

Von Br. Gottfried Oberstaller

Im Burenstädtchen Carolina gibt es seit dem letzten Fronleichnamfest, 31. Mai, etwas Neues zu sehen. Wenn man bei Dunkelheit auf einer bestimmten Straße geht, gewahrt man das ewige Licht des Kirchleins, das Bischof Anton Reiterer am genannten Tag einweihen durfte.

Bis dahin gab es in diesem kalvinischen Städtchen für die Katholiken außer der Kapelle im Pfarrhaus keinen Gottesdienstraum. P. Albin Kladnik, der im Januar 1950 hierher kam, entschloß sich daher, das erste katholische Gotteshaus zu bauen. Er fand große Hilfe an seinen slowenischen Landsleuten, die er zu seiner Überraschung in Transvaal in beträchtlicher Anzahl entdeckte. Bei ihnen hat er das Geld zum Bau zusammengefochten. Und so konnten die Brüder Otto Hüber (Bieringen), Xaver Vogel (Hüttlingen), Adolf Hirschlein (Staigerbach) und Alois Stang (Klepsau) ein schönes, helles Kirchlein hinstellen. Diese vier Genannten waren einst von P. Isidor Stang für den Missionsberuf gewonnen und nach Josefstal gebracht worden. In ihnen wirkt also der allzufrüh Verstorbene noch heute als Missionar weiter.

Das Kirchlein wurde sehr passend dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht. Ist es doch das erste Gotteshaus, das unser

neuer Bischof Anton Reiterer, der aus dem Herz-Jesu-Land Tirol stammt und einer dem Herzen Jesu geweihten Genossenschaft angehört, weihen durfte. Auch haben wir in diesem Jahr die Hundertjahrfeier der Einführung des Herz-Jesu-Festes begehen können.

Von weither waren die katholischen Jugoslawen herbeigeeilt, um an der Weihe „ihrer“ Kirche teilzunehmen. Der Bischof nahm die Weihe selbst vor und hielt auch die Festpredigt. Den Choralgesang hatten sechs Franziskaner übernommen, die im Südteil der Diözese arbeiten. Unter den Anwesenden sah man auch den Bürgermeister der Stadt.

In Ermangelung eines größeren Saales wurde das Festessen für die 140 Gäste unter freiem Himmel an vier Tischen gedeckt. Unter anderem gab's am Spieß gebratenes Schaffleisch. Ich amtierte als Kellner. Die anwesenden Slowenen sangen in ihrer Muttersprache fröhliche Lieder. Einer übergab P. Kladnik den ansehnlichen Betrag von 440 Pfund (5100 DMark).

Und nun möge das ewige Licht in all den kommenden Jahren hineinleuchten in dieses ziemlich finstere Land und recht viele Heiden und auch Protestanten zum wahren Glauben führen.



500 Kinder der Mission von Umsinsini tummeln sich am Meeresstrand. Im Vordergrund die Mädchen, auf den Felsen im Hintergrund die Buben.

Ausflug ans Meer

Von P. Karl Fischer, Umsinsini (Natal)

Hier in Südafrika ist es Sitte, daß man einmal im Jahr zur Meeresküste fährt, um sich einige Tage zu erholen. Die einen wollen mit den Haifischen um die Wette schwimmen, die andern nach ihnen angeln. Wieder andere stolzieren halbnackt den Strand entlang, zum Ärger der andern. Gar mancher kehrt nicht mehr heim, weil er in den Wellen sein Grab gefunden hat.

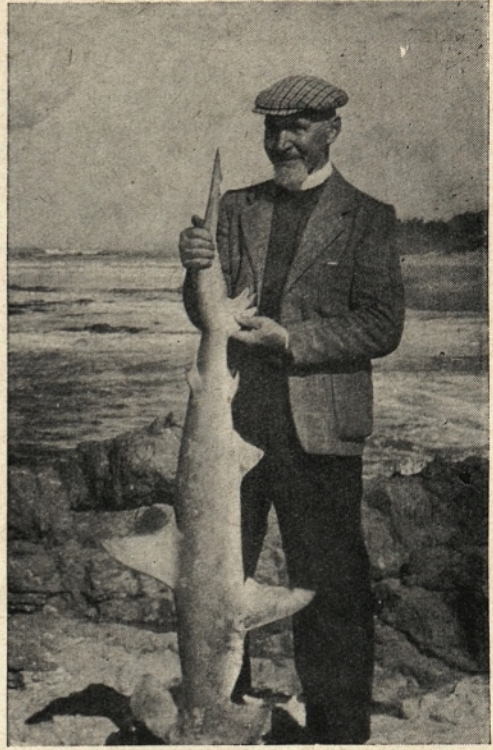
So fuhren also auch wir mit unsern 500 Schulkindern am Unionstag, einem staatlichen Feiertag, die 19 Kilometer zum Meeresstrand. Der Autobus unseres guten Nachbarn Mr. Blamey und unser eigener Sechs-Tonnen-Wagen brachten die Kinder in zwei Fahrten hinab. Dabei waren auch fünf Lehrer und sieben Lehrerinnen, einige Schwestern und meine Wenigkeit, der Kaplan, mit zwei Kamearas, einer für schwarz-weiße und einer für farbige Aufnahmen, zu verladen. Wie die Heringe waren wir zusammengepreßt, und jedesmal, wenn der Wagen eine Kurve nahm, bekam ich es mit der Angst zu tun.

Nach den ersten drei Kilometern ging es durch große Zuckerrohrpflanzungen. Sie ziehen sich durch die Täler und über die vielen Hügel hin und hüllen die Gegend das ganze Jahr über in ein saftiges Grün. Eben beginnt die Zuckerrohrernte. Hier schlagen schwarze Arbeiter mit nacktem Oberkörper die mannshohen Stengel mit dem Haumeser ab; dort werden von den gefälltten Stengeln die trockenen Blätter weggebrannt. Das Feuer ist gut bewacht, damit es nicht auf die noch stehende Pflanzung übergreift, wie es jedes Jahr immer wieder vorkommt. Andere Arbeiter tragen die angerußten Stengel zusammen und verladen sie auf Feldbahnen, die von Ochsen oder Traktoren gezogen werden. Man sieht auch moderne, große Lastwagen, bei denen das Auf- und Abladen mit Maschinenkraft erfolgt. Lange Bahnzüge bringen das Rohr in die Zuckerfabrik nach Izela, wo jeden Tag an die 40 Tonnen reiner Zucker erzeugt werden sollen. Von einem Hektar Land erhält man etwa 15 Tonnen Zuckerrohr.

Die Farmer haben ihre Pflanzungen in bester Ordnung und halten sie rein von Unkraut. Für die schwarzen Arbeiter haben sie schöne Rondavels gebaut, die in ihrem weißen Anstrich weithin aus dem Grün der Felder hervorleuchten.

Bald waren wir am Gestade des Meeres angekommen. Die Kinder belustigten sich in den Wellen, die das Meer regelmäßig auf die Sandbank heraufspült. Andere scheuen das Wasser und wühlen im Sand herum. Manche wagen sich weiter hinein und lassen sich dann von den nächsten Wellen wieder an Land tragen. Eine Schwester gibt acht, daß man es nicht zu toll und arglos treibe. Die Buben haben schon Bekanntschaft gemacht mit den weißen Herren und Damen, die auf den Felsen mitten im schäumenden Wasser den Angelsport betreiben. Eben macht mich ein Lehrer aufmerksam, daß man einen Hammerkopf gefangen hat, der gut 15 kg wiegt. Ich halte ihn an der Schwanzflosse hoch und lasse den Lehrer eine Aufnahme machen; so kann man die Länge des Fisches schätzen. Mein Militärmaß war 1.75 m. Der Fischer hält einen Fisch, kann man da sagen.

Ich blieb nicht immer bei den Kindern am Meer. Der Ort, wo wir waren, heißt Hiberdene. Hier hatte ich einige Wo-



P. Fischer zeigt den „Hammerkopf“, den ein Tourist erbeutet hat. Der Fisch verdankt seinen Namen dem eigenartig geformten Kopf.

„Andere scheuen das Wasser und wühlen im Sand herum.“
(3 Auf. K. Fischer)



chen vorher einen Pfarrer aus der Umgebung Münchens kennengelernt. Der höher gelegene Abschluß des Strandes ist mit dichtem Busch bewachsen, und nur ganz enge Fußpfade verbinden die dahinterliegenden Häuser mit dem Meer. Ich mußte erst den richtigen Pfad finden. Außerdem heißt es hier vorsichtig sein vor den bissigen Hunden, die von den Europäern gehalten werden. Ein Schwarzer zeigte mir den Weg. Langsam ging ich dahin, weil auch der Herr Pfarrer einen großen, böartigen Hund hatte, der mich bei meinem ersten Besuch arg bedrängte. Von weitem schon rief ich zum Hause hinauf. Da blickte aus einem Fenster eine Dame; es war Fr. Dr. Kornreider aus München; bei meinem ersten Besuch hatte ich sie hier kennengelernt. Sie kam mir entgegen und hielt den Hund an der Leine. Herrn Pfarrer Josef Wegele fand ich im Wohnzimmer auf einem alten Sofa liegen. Er war vor einigen Tagen vom Hund des Nachbarn angefallen und an den Oberschenkeln, an Hals und Brust arg mitgenommen worden. Fr. Dr. Kornreider war von Durban, wo sie in einer Lungenheilstätte amtiert, herbeigekommen, um ihn zu pflegen, weil er hier ganz allein in ihrem Hause wohnt. Wir unterhielten uns gut, und Fr. Dr. Doktor setzte uns einen trefflichen Kaffee mit echt deutschem Stollenkuchen vor. Das war also mein Picknick, an das ich vorher gar nicht gedacht hatte.

Wie kam Pfarrer Wegele hierher und wie kam die Ärztin in den Besitz dieses Hauses am Meer? Pfarrer Wegele hatte zur Heilung seines schweren Herzleidens den Rat erhalten, in Südafrika, wo das Leben billiger ist als an den europäischen Kurorten, einen längeren Aufenthalt zu nehmen. So kam er nach Mariannahill, und der Bischof wies ihn an den

Konvent in Unsinsini, wo ich jetzt bin. Aber hier war ihm das Klima nicht zuträglich, und Fr. Dr. Kornreider stellte ihm ihr Haus am Meer zur Verfügung. In der Nähe haben die Irischen Schulbrüder ein Erholungsheim; da kann er die hl. Messe lesen.

Die ganze Gegend bis hinauf auf die Höhe der Berge gehörte vor 50 Jahren der irischen Familie Farrell. Diese schenkte dann ein großes Stück Land den irischen Dominikanerinnen. Diese konnten es aber nicht ganz bewirtschaften und verkauften einen Teil an die Schwarzen. Mit dem Erlös bauten sie den großen Konvent Sacred Heart mit ausgedehnten Schulgebäuden für schwarze Kinder, dazu eine Meile abwärts eine Kirche mit Priesterwohnung für den Missionar. Das übriggebliebene Land teilten sie in zwei gleiche Teile: den einen bekam die Mission Mariannahill, den andern behielten sie selbst. Im ganzen großen Gebiet bauten sie bis jetzt sieben Außenschulen. Das alles war möglich durch das großmütige Geschenk der Familie Farrell.

Der jetzige Vertreter der Familie schenkte vor etwa 25 Jahren ein weiteres großes Stück Land ganz oben am Berge dem Missionsbischof Fleischer für das Kloster der schwarzen Brüder. Im letzten Krieg verlor er einen seiner beiden Söhne. Zu dessen Gedächtnis baut er jetzt ein großes Spital mit 150 Betten für schwarze Lungenkranke. Ein Pater machte ihn auf Fräulein Dr. Kornreider, eine Spezialistin für Lungenkrankheiten aufmerksam. Sie erklärte sich bereit, das Spital zu übernehmen, und erhielt als Geschenk das genannte Haus am Meer.

Aber nun war es höchste Zeit, zu den Kindern an den Strand zurückzueilen. Keines war ertrunken oder von Hai-fischen zerrissen worden, und in bester Stimmung traten wir die Rückfahrt an.

Msgr. Matth. Kirchner, ein Pionier auf dem Missionsfeld Zentralafrikas

Von Oskar Hofmann MFSC

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts setzte in der Kirche ein neuer Missionsfrühling ein. Auch in den Gebieten am oberen Nil fanden sich opfermutige Glaubensboten ein, um den dortigen Neger-völkern das Evangelium zu bringen. Viele sind den Strapazen und dem mörderischen Klima erlegen und haben dort ihr Grab gefunden. Zu diesen Glaubenspionieren gehört auch der in Bamberg geborene Weltpriester Matthäus Kirchner, von dem uns Frater Oskar Hofmann, Bamberg, hier ein kurzes Lebensbild vorlegt. Das Büchlein, das reich illustriert ist, gibt außerdem Einblick in ein interessantes Kapitel der Missionsgeschichte.

Zu beziehen durch unser Missionshaus St. Heinrich, Bamberg, Obere Karolinenstr. 7. Preis DM 0.75

Der Zulu-Krieger Mpande Ndlovu mit seinen zwei Schwestern als Teilnehmer an einem Eingeborenen - Fest. Die verwegene Aufmachung, aus afrikanischen und europäischen Elementen zusammengestellt, ist zugleich Sinnbild für den Zusammenstoß zweier Welten in den Köpfen der südafrikanischen Neger.

(Foto Natal Mercury)



Südafrikanische Notizen

Von P. Wilhelm Kühner, Witbank

(Fortsetzung)

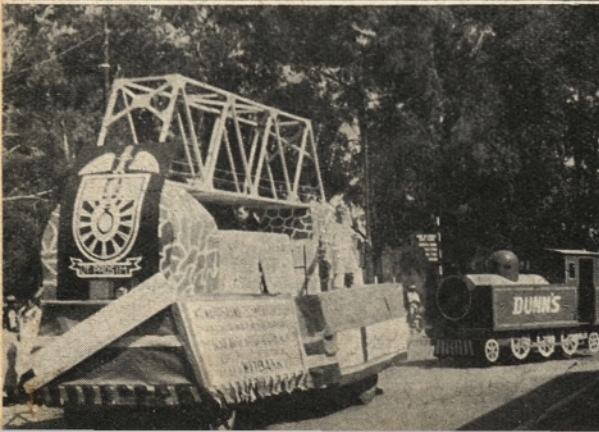
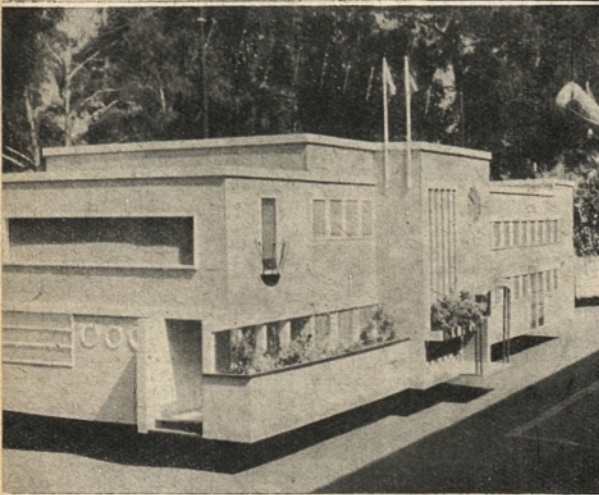
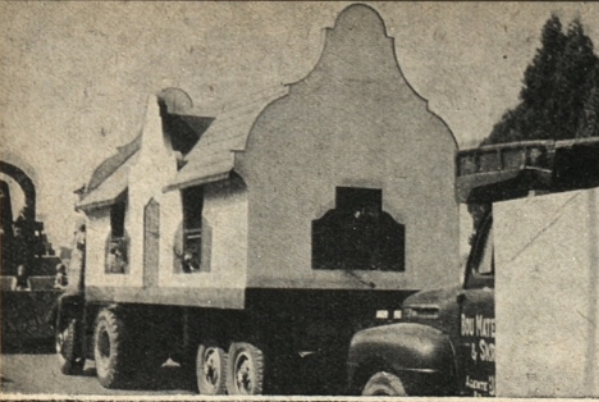
Beim Schuhmacher

11. März 1956 — Ich war beim Schuhmacher, um des neuen Bischofs Fußbekleidung mit Gummisohlen versehen zu lassen. Nur Schwarze waren im Laden. Der mich bediente, sagte, er sei Katholik und werde von den andern viel belästigt. Sie setzten ihm zu mit Reden wie: „Die katholische Kirche lehrt Lügen und ist falsch. Sei nicht bockbeinig und trete aus.“ Ich versuchte, ihm gute Ratschläge zu geben: Er solle seine Religion gut studieren, damit er auf Angriffe antworten könne, und solle sagen, die katholische Kirche sei älter als all die vielen

Sekten. — So werden auch die Schwarzen in den Religionskampf hineingezogen. Doch ist es für sie nicht leicht, die Kirche zu verteidigen, da sie von Kirchengeschichte kaum eine Ahnung haben.

Zauberkünstler

14. März — „Glaube, dem die Tür versagt, steigt als Aberglaub' durchs Fenster. Wenn den Herrgott ihr verjagt, kommen die Gespenster.“ Wie wahr ist doch dieser Spruch! Wer nicht glaubt, ist abergläubisch. Und welche Dummheit wird da oft geglaubt. Da ließ sich kürzlich eine weiße Dame von einem Schwar-



zen hereinlegen. Der Neger behauptete, er könne Geld vermehren. Wenn sie 36 Pfund (400 DM) hinter sich auf den Boden lege und zwei Stunden ganz ruhig auf ihrem Stuhl sitzen bleibe, werde er mit seinen Zauberkünsten das Geld verdrei- oder gar vervierfachen. Die weiße Gans saß still und wartete auf die Geldvermehrung hinter ihrem Rücken. Als ihr das endlich zu langweilig wurde und sie sich umdrehte, machte sie große Augen: Geld und schwarzer Hexenmeister waren auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die gerufene Polizei kratzte sich ratlos hinter den Ohren — wegen der Dummheit der Europäerin, oder der Geriebenheit des Negers, oder wegen beidem.

Nicht mehr Schwarzer oder Weißer

16. März — Es ist ein gutes Zeugnis für die katholische Kirche, wenn ihr von Gegnern vorgeworfen wird, daß sie Brüderschaft pflege zwischen Weißen und Schwarzen. Damit bezeugt man ihr, daß sie die wirkliche Kirche Christi ist und seinen Willen erfüllt gemäß dem Wort des hl. Paulus: „Da heißt es nicht mehr: Heide und Jude, Barbar und Szythe, Freier und Sklave, sondern alles und in allen Christus“ (Kol. 3,11).

Kam da einem schwarzen Zeitungsmann die Idee, auszuprobieren, ob die Christen die Nächstenliebe, die sie ver-

Witbank 50 Jahre alt

Die Kohlenstadt Witbank, Sitz des Bischofs der Diözese Lydenburg, feierte im April dieses Jahres ihr 50jähriges Bestehen. Die Stadt zählt gegenwärtig ein paar tausend weiße und 25 000 schwarze Einwohner. Wir zeigen acht Bilder aus dem Festzug, aufgenommen von P. W. Kühner.

Linke Reihe, von oben:

- altes holländisches Haus
- Schulwesen
- Rathaus
- Eisenbahn mit Brücke

Rechte Reihe:

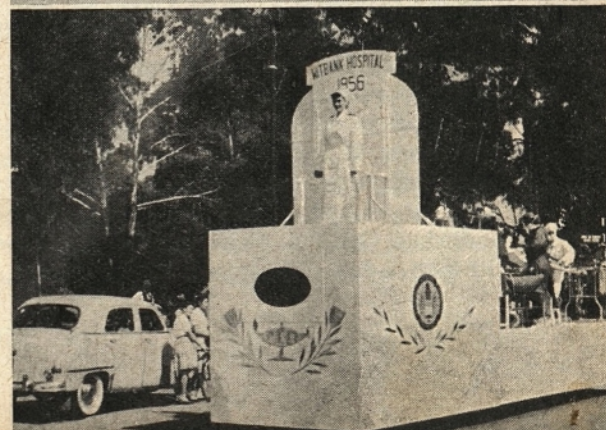
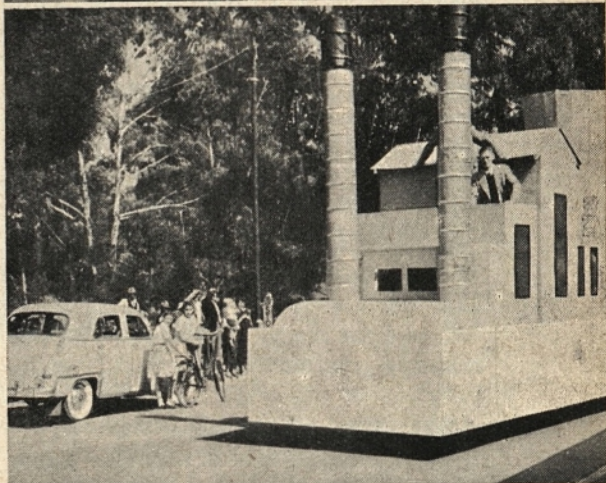
- Eingeborenen-Kral
- Kraftwerk
- Karbidwerk
- Krankenhaus

künden, auch praktizieren. Er beschloß also, mit seinen schwarzen Kollegen, Journalisten von der Negerzeitschrift „Drum“ (Trommel), die vielen Kirchen für Weiße in Johannesburg der Reihe nach zu besuchen, um zu sehen, wie sie von ihren weißen Brüdern in Christus im Gotteshaus behandelt würden. Einer ging zur methodistischen Kirche. Da rief man die Polizei, die den schwarzen Eindringling abführte. Ein anderer besuchte die kalvinistische Kirche. Der wurde von den weißen Betern angeschnauzt, er solle sich drücken. Ein dritter wagte sich in eine doppelt reformierte Kirche. Nun sollte man meinen, wo doppelt reformiert ist, da müsse es gut sein. Aber gerade hier ging's besonders schief: Der Unglückliche bekam Haue für seine Anmaßung, mit Weißen zusammen den Herrgott anbeten zu wollen, der doch Schöpfer und Vater aller Menschen ist. — Die Journalisten berichteten die gemachten Erfahrungen in ihrer Zeitschrift, auch die mit der katholischen Kirche. Und wie war es ihnen da ergangen? Sie telefonierten an die zwölf katholischen Pfarreien für Weiße in Johannesburg, ob sie zum Gottesdienst kommen dürften. Die Antwort lautete jedesmal: „Ihr braucht nicht zu fragen, ihr seid willkommen!“

Freilich gibt es in den Negersiedlungen von Johannesburg auch eigene katholische Kirchen für die Schwarzen. Dort wird in ihrer Sprache gepredigt, dort können sie in ihrer Sprache beichten und nach Herzenslust ihre eigenen Lieder singen. Aber grundsätzlich wird ein Schwarzer nicht aus einer katholischen Kirche für Weiße gewiesen, und umgekehrt gehen weiße Katholiken zum Gottesdienst nicht selten in Neger-Kirchen.

Der Beilmensch

17. März — Der „Umntu wembazo“ hat viel Aufsehen erregt und Schrecken unter den Schwarzen verbreitet. Sein eigentlicher Name ist Elifaz Msomi. Er hat innerhalb kurzer Zeit nicht weniger als 15 Schwarze mit dem Beil umgebracht. Daher hieß er bei den Negern Umntu wembazo, Beilmensch. Er gab sich als



reichen Farmer aus, mit viel Getreide und Pferden. Seine Opfer lud er ein, ihm zu folgen, sich seine Ware anzusehen und billig einzukaufen. Unterwegs brachte er sie dann mit dem Beile um.

Zu seiner Verteidigung sagte er vor Gericht, er sei zu seinen scheußlichen Mordtaten durch „Utokoloshe“ angetrieben worden. Utokoloshe ist nach dem Glauben der Neger ein übelgesinnter Gnom oder Wassergeist, der von Zaubern für böse Zwecke benützt wird. Seine Gestalt soll die eines kleinen, haarigen Zwerges sein. Die Schwarzen glaubten fest, Utokoloshe werde den Beilmenschen aus den Händen der weißen Polizei, die ihn endlich gefaßt hatte, befreien und seine Hinrichtung nicht zu lassen. Darum wurden mehrere Häuptlinge als Vertreter verschiedener Stämme

nach Pretoria eingeladen, um Augenzeugen zu sein, wenn der Beilmensch für seine Untaten den verdienten Lohn durch den Strang erhielt. Nun haben sie ihn hängen sehen, und Utokoloshe ist nicht gekommen, ihn zu befreien oder wieder zum Leben zu erwecken. Der Beilmensch ist tot und begraben. Die Häuptlinge erzählen nun daheim ihren Stammesangehörigen, daß Utokoloshe ein Fabelwesen sei und nicht helfen könne. Der Beilmensch war nichts anderes als ein gemeiner Sadist, dessen verkehrte Natur durch keine religiösen Hemmungen zurückgehalten, sondern durch den heidnischen Aberglauben gefördert wurde. Wann wird das Negervolk endlich seinen Aberglauben aufgeben und sein Herz dem Licht der Wahrheit öffnen?

(Fortsetzung folgt)

Vom Unkraut überwuchert

Von P. Peter T a s c h l e r, Huanuco

Liebe Leser und Missionsfreunde!

Unsere Indianer hier in Peru sind keine Heiden mehr, sondern zu 98 Prozent Christen, Katholiken, und zwar schon seit 300 Jahren. Aber warum gehen dann wir Missionare hierher und nicht lieber zu den Heiden Afrikas und Asiens? Daß es auch hier Missionare braucht, werdet Ihr verstehen, wenn Ihr mich jetzt auf einem Seelsorgsbesuch in ein Indianerdorf begleitet. Ihr dürft aber nicht erschrecken, wenn Ihr feststellt, daß der christliche Glaube von wüstem Aberglauben überwuchert und fast erstickt ist. Der Grund liegt einfach darin, daß diese Menschen in den abseits gelegenen Dörfern seit mehr als 100 Jahren selten oder nie mehr einen Priester zu Gesicht bekommen haben. Denn bei der Unabhängigkeitserklärung der südamerikanischen Länder vom spanischen und portugiesischen Mutterland wurden fast alle Priester als Ausländer des Landes verwiesen. Einheimischen Klerus gab es aber noch so gut wie keinen. Unsere Aufgabe ist es nun, behutsam und mit unendlicher Geduld, nicht mit Feuer und Schwert, den Aberglauben zurückzu-

drängen und den wahren, reinen Glauben in die Herzen dieser trotz allem gutwilligen Leute zu pflanzen. Wären wir nur an Zahl nicht auch jetzt noch so gering!

In der Pfarrkanzlei Cristo Rey, Huanuco, stellt sich ein Indio vor: Er möchte gern einen Pater auf Freitag, 17. Februar, für eine „Misa de Fray Martin“ in Jacas. Er zahlt, erhält die Quittung und verspricht, am Donnerstag wieder zu kommen und den Pater abzuholen.

Am Donnerstag kommt er: „Um 11.00 Uhr geht das Auto!“ Also bereithalten, obwohl ja jedermann weiß, daß „peruanische Zeit“ wenigstens eine Stunde später bedeutet. Endlich um 1.00 Uhr kommt er, mich abzuholen. Dafür bin ich auch der Letzte und brauche nicht noch erst eine stundenlange Rundfahrt durch die Stadt mitzumachen; denn jeder Fahrgast wird an der Haustüre abgeholt. Es war also eine freundliche Rücksichtnahme dem Pater gegenüber. Außerdem bekommt er den besten Platz, gleich bei der Türe, damit er nicht beim Aus- und Einsteigen über Bänke und Leute klettern oder gar durchs Fenster kriechen

muß. Handkoffer, Meßkoffer und Feldbett kommen oben aufs Dach, und los geht die Fahrt. Eingepfercht zwischen Mensch und Vieh kann ich froh sein, wenn der Gockelhahn zu meinen Füßen nur gelegentlich kräht und flattert und mir keine Visitenkarte verabreicht.

Schon geht es bergan. Langsam natürlich. Die Straße ist voller Schlaglöcher. Und dann auch wegen der peruanischen Gemütlichkeit: Hier wird beim Schankwirt eine Copita genommen; dort steigt eine Indiofrau zu, auf dem Rücken ein Bündel, ihr Kind, mit soundsovielen Päckchen, die aufs Dach des Wagens zu befördern sind. Dann kommt ein anderer Carro entgegen, und es vergeht wohl eine halbe Stunde, bis wir auf der engen Straße aneinander vorbeikommen. Dann wird bei der „Blume von Huancapallac“ zu Mittag gegessen. Weiter geht's. Da ist der Weg durch einen Erdbeben gesperrt und muß erst passierbar gemacht werden. Warum hasten, wenn's auch gemütlich geht? Dazu zwingt auch die große Steigung. Huanuco liegt 1960 Meter hoch. Von da geht es in gewaltigen, über die schwindelnden Abhänge der Kordilleren führenden Serpentina auf eine Höhe von 3700 Metern hinauf.

So kommen wir gegen Abend in Jacas an. Ich bin freudig überrascht: Da spielt auch schon die Musik. Offenbar zu meinem Empfang. Aber die mit Kalk und allen möglichen Farben verschmierten Gesichter und die lallenden Zungen belehren mich rasch eines Besseren: daß hier nämlich der „Carnaval“, der Fasching, verspätet gefeiert wird, heute, am Donnerstagabend. Aber wer sollte hier oben in der Einsamkeit den Leuten sagen, wann Dienstag und Donnerstag ist? Und wer sollte ihnen sagen, daß am Aschermittwoch Fasttag und Beginn der Fastenzeit ist? Hier ist ja der Sonntag wie der Werktag, und nur zwei- oder dreimal im Jahr kommt ein Priester hier herauf, hält eine oder zwei Festmessen und muß wieder gehen. Priestermangel! Ohne Unterricht lebt das Volk dahin, aber es ist ihm ein christlicher Mantel umgehängt, und die Leute meinen, sie seien doch „gute Katholiken“.

Man zeigt mir meine Wohnung. Tief gebückt trete ich ein: ein einziger Raum, mit der natürlichen Erde als Fußboden, die vier Wände aus Stampferde, die Decke aus Binsenstroh und Erde, so daß man vom oberen „Stock“ jeden Schritt hört und beim Essen den Teller und beim Schlafen die Ohren zuhalten muß, wenn oben gerade Umtrieb ist und die Erde herunterkommt. Die ganze Nacht ging über mir der Tanz und Carnival weiter, und man wird es mir glauben, daß ich kein Auge voll geschlafen habe. So war ich froh, als endlich durch die Türlöcher das Tageslicht eindrang und mich zum Aufstehen einlud.

Für 9.00 Uhr ist die Festmesse des Fray Martin in der Schule festgesetzt. Natürlich wird es 10.00 Uhr. Ich bin etwas enttäuscht über die kleine, nur etwa 25 Zentimeter hohe Statue aus Gips. In Peru muß jeder Heilige einmal im Jahr „seine“ Messe haben, sonst wäre er beleidigt und könnte sich rächen. Auf dem Tisch des Lehrers steht der Heilige mit dem Besen als Abzeichen; rings herum viele Kerzchen, ohne Leuchter. Das ist der ganze Altar- und Festschmuck. Der Mesner hat während des ganzen Amtes das Rauchfaß fleißig zu bedienen und viel Rauch zu machen, der nicht nur zum Himmel, sondern mir auch in den Kopf steigt. Da der Mesner zugleich Ministrant ist, läutet er auch öfter, gewöhnlich an der falschen Stelle. Und mit den Ministrantengebeten plage ich ihn lieber nicht. Dann der Cantor (Sänger), der feierlich seine eigene Melodie singt. Den Text kann er auswendig. Trotzdem hält er ein Buch vor sich hin, je größer, desto eindrucksvoller. Haben muß er es auf alle Fälle, damit die Leute sehen, daß er lesen kann. Aus dem gleichen Grund trägt er auch eine Brille. Ob sie Gläser hat oder nicht, ist belanglos.

Soweit die Festmesse drinnen: für die Frauen und Mädchen, und für die Bänke; denn die Männer sind draußen und besorgen den außerkirchlichen Teil der Festmesse mit Raketen und ohrenbetäubenden Böllerschüssen. Und nun die Predigt. Ich habe meine liebe Not, die Männer wenigstens zur Predigt herein

zu bekommen. Wozu sollen sie auch? Von der Messe verstehen sie nichts, und die Predigt ist nicht Brauch, und was nicht Brauch ist, kann der Herrgott nicht befehlen, noch weniger der Pater. Ich will die Predigt über den heiligen Dominikaner-Laienbruder Martin halten, den Negermischling mit der schwarzen Farbe, den meistverehrten Heiligen Perus, gestorben 1639 in Lima. Aber da ich anfangen: „Im Namen des Vaters . . .“, und sehe, daß manche das Kreuzzeichen nicht machen können, bleiben wir dabei stehen, und aus der Festpredigt und den Heiligen wird ein einfaches Einüben und Erklären des Kreuzzeichens und Vaterunsers. Die Sorge wenigstens hat man hier nicht: hochgelehrte Predigten halten zu müssen.

Nach der Festmesse wäre für diesmal meine Aufgabe erfüllt. Aber weil drunten gerade Schulferien sind und ich Zeit habe, verkünde ich: „Wenn ihr Kinder zu taufen oder Ehen einzusegnen habt, oder heilige Messen bestellen wollt, kann ich noch länger bleiben.“ Ich möchte nicht fortgehen, ehe nicht alle Kinder getauft, alle ehelich Zusammenlebenden kirchlich getraut sind und alle ihre Osterpflicht erfüllt haben. „Osterliche

Zeit“ ist hier das ganze Jahr über. Bald stellt sich schüchtern ein Indio vor: „Pater, wieviel verlangen Sie für eine Messe?“ Wir sind bald einig, und er erhält den Bescheid: „Heute nachmittag, 4.00 Uhr, Totenvigil im Friedhof, und morgen früh 9.00 Uhr feierliches Requiem in der Kirche.“ Natürlich hatte er vorher gehandelt. „Padre, soy pobre — ich bin arm!“ Gewiß, arm ist jedermann im Vergleich zu mir oder unsern europäischen Verhältnissen. Aber wir sagen uns: Was tut der Mann sonst mit dem Geld, das er das Jahr über mit seinen Kartoffeln, Schafen oder Eiern verdient? Er vertrinkt es. Gibt er es aber uns, dann ist es weit besser angelegt: für die Seelsorge, für den Bau einer neuen Kirche. So verlangt man also eine libra mehr und läßt sich wieder eine herunterhandeln. Dann ist der Mann zufrieden. Lieber zehn verlangen und eine nachlassen, als fünf und keine nachlassen.

Um 4 Uhr bin ich auf dem Friedhof. Er ist verwahrlost, mit langem Gras überwachsen, ummauert, nur hie und da ein schiefes, halbvermodertes Kreuzlein. Die Friedhofkapelle: drei Mauern und ein Strohdach darüber.

(Schluß folgt)

„Gold und Silber lieb ich sehr“

Von Erich Dickudt

Erich Dickudt, 70 Jahre alt, ist ein Bekannter unseres P. Anton Kühner in Huanuco und hat ihm für den „Stern der Neger“ nachfolgende Erinnerungen übergeben. Das darin vorkommende Dorf ist Chaulan, von dem auch P. A. Kühner in der vorigen Nummer berichtet hat. D. Red.

„Gold und Silber lieb ich sehr, kann's auch wohl gebrauchen.“ Wie oft hatte ich in früheren Zeiten in fröhlicher Gesellschaft dieses Lied gesungen, ohne zu ahnen, daß Gold und Silber in meinem zukünftigen Leben noch einmal eine Rolle spielen würden. Wie wunderbar sind doch die Wege des Schicksals! Schon als Schüler in meiner Heimatstadt forschte ich dem alten Goldbergbau, den die Venetianer dort betrieben, nach,

und dann konnte ich in späteren Jahren hier in Peru dieses ursprüngliche Interesse in die Tat umsetzen, auf zahllosen Streifzügen ins Innere des Landes.

Nun haben es aber die Götter in Peru dem Menschen nicht leicht gemacht, sich des kostbaren Metalls zu bemächtigen, das in abbauwürdiger Menge fast nur hoch oben in der Kordillere vorkommt, wo Adler und Kondor hausen und die Luft so dünn ist, daß es einem Europäer sehr schwer fällt, zu atmen und dabei noch körperlich tätig zu sein, ganz abgesehen von der Rauheit des Klimas.

Vielleicht dürfte es interessieren, wie eine Minenvermessung und Besitzergreifung hier in der Praxis aussieht. Nach unendlichen Schreibereien ist endlich der

Termin gekommen, an dem gesetzlich die Vermessung der beantragten Minengerechtheite statthaft ist. Von Huanuco geht es zunächst auf holpriger Straße mit dem Lastauto etwa 12 km weit bis zum Endpunkt der Autostraße, wo uns die Maultiere erwarten. Mit der landesüblichen Langsamkeit werden die Tiere gesattelt und zwei Lasttiere mit den Lebensmitteln, Vermessungsinstrumenten etc. beladen. Endlich kann sich die Karawane, bestehend aus dem Minendelegierten, seinem Sekretär, zwei holländischen Mineningenieurern, von denen der eine als amtlicher Vermessungsbeamter fungierte, mir und dem Arriero (Maultiervermieter und zugleich Koch) in Bewegung setzen.

Stundenlang geht es unter dauernden Zurufen des Arriero an die Mulas (Maultiere) auf leidlichen Saumwegen bergauf, immer entlang einem durch das Hochwasser angeschwollenen Gebirgsfluß; überall duftet es aromatisch nach Heilkräutern aller Art, bis wir endlich in etwa 2800 Meter Höhe Rast machen, um uns mit einer Tasse Kaffee zu stärken und auch den Tieren Gelegenheit zum Ausruhen zu geben. Etwa zwei Stunden weiter oben wollten wir den Gebirgsfluß auf einer Brücke kreuzen; diese war aber eingestürzt, und wir mußten, da ein Passieren des Flusses wegen der Tiefe und der reißenden Strömung nicht möglich war, einen Umweg von etwa zwei Stunden machen, längs eines Nebenflusses, der nicht so stark angeschwollen war. An der eingestürzten Brücke wurde inzwischen von den Indianern des Dorfes tüchtig gearbeitet, um neue Balken von Ufer zu Ufer zu legen, unter kräftiger Mitwirkung der Dorfkapelle zum Zweck der nötigen Begeisterung.

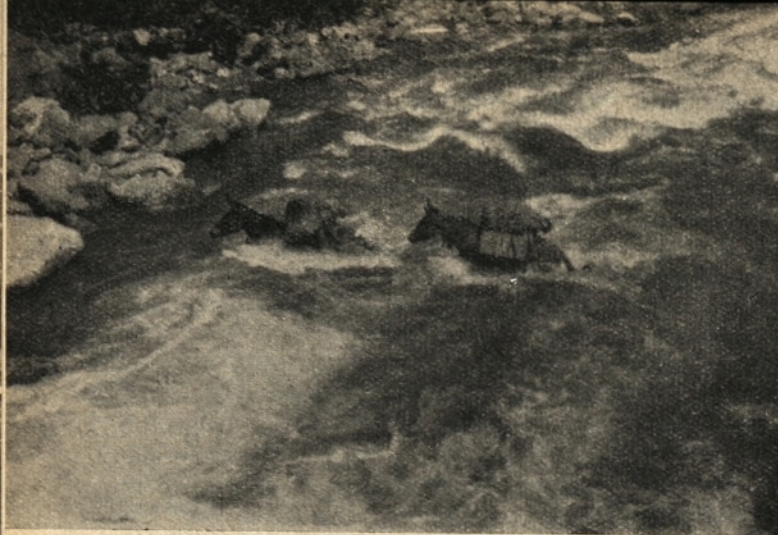
Infolge des Umwegs kamen wir nun leider zu spät in das als Nachtquartier ausersehene Dorf, welches etwa 3600 Meter hoch liegt, auf einer sehr steilen Anhöhe. Diese mußten wir also in der Finsternis hinaufreiten, auf halsbrecherischen Pfaden, die durch den Regen so schlüpfrig waren, daß die Tiere bei jedem Schritt ausrutschten. Schließlich

blieb nichts anderes übrig als abzusteigen und sich Schritt für Schritt weiterzutasten, bis endlich die Lichter des Indianerdorfes oder vielmehr die Stroheuer der Herdstellen auftauchten und uns die ganze Hundemeute der Ortschaft kläffend begrüßte. Da es zum Abkochen zu spät war, sanken wir hundemüde ins Stroh.

Am nächsten Morgen ging es frühzeitig in strömendem Regen und dichtem Nebel weiter zur Mine — frühzeitig, was man hier so nennt. Befiehlt man nämlich den Aufbruch um 7 Uhr, dann kann man sicher sein, daß man vor 9 Uhr nicht wegkommt. Den Leuten fehlt jeder Zeitbegriff; weder im Guten noch im Bösen kann man sie erziehen. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen und beide Augen zuzudrücken, wenn man auch manchmal verzweifeln möchte. Aber jahrhundertelange Gewohnheit sitzt den Indianern zu sehr in den Knochen. — Von der letzten Unterkunft bis zur Mine sind es noch 17 Kilometer, aber das letzte Stück ist ungemein anstrengend, da es sehr steil bergan geht und sogar den Tieren die Puste ausgeht, die öfters Nasenbluten bekommen. Nur im Zickzack bewältigen sie die Steigung, fortwährend rutschen sie auf dem schlüpfrigen Boden aus. Schließlich geht es eine Weile durchs Hochmoor, ohne Weg und Steg, so daß sich die Tiere selbst ihren Weg suchen müssen. Oft sinken sie bis zum Bauch ein und kommen nur mit Mühe wieder heraus. Da heißt es, fest im Sattel sitzen, damit man nicht selbst im Moor versinkt. Man muß sehen, daß man möglichst in der Nähe von Champa, einer Art Torf, bleibt.

Endlich winkt die Grashütte am Fuß der Minen, aber nur vier Mann stark sind wir bisher eingetroffen. Also müssen wir den Hunger unterdrücken und warten, bis die Tiere mit dem Gepäck ankommen. Die Hütte war inzwischen von Schweinen benützt worden und muß für uns erst ausgemistet werden. Trockenes Stroh fürs Nachtquartier muß erst von weither herangeschafft werden.

(Fortsetzung auf Seite 111)



Neuer Weg durch den Urwald

Im kommenden Jahr kann die Tiroler Kolonie Pozuzo im peruanischen Urwald auf ihr hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Das Jubiläum soll festlich begangen werden. Gegenwärtig bauen die Siedler eine neue Pfarrkirche. Außerdem sind seit Mai des Vorjahres täglich 20 Mann damit beschäftigt, von Pozuzo einen Weg nach Oxapampa anzulegen. Wenn dieser Weg fertig ist, haben die Pozuziner bis zur nächsten Autostraße nur noch die Entfernung von anderthalb Tagereisen zurückzulegen und ersparen sich außerdem die Überquerung des gefürchteten Tambo de vacas mit seinen 4000 m Höhe.



Bild oben :

Gefährliche Überquerung eines Gebirgsflusses. Schon manches Tier wurde von den Fluten fortgerissen.

(Aufn. K. Lohr)

Bild mitte :

P. Wagner bespricht in der Schule von Pozuzo mit dem Gemeinderat den Bau des neuen Weges nach Oxapampa.



Bild unten :

Im Mai des vergangenen Jahres wurde mit der mühsamen und gefährlichen Arbeit begonnen; P. Wagner feierte auf einer geschlagenen Urwaldlichtung eine hl. Messe. Die Pozuziner müssen für Werkzeug und Sprengmittel selbst aufkommen, denn die Regierung gibt keinen Pfennig.

(2 Aufn. P. Wagner)

Ebenso muß das schadhafte Grasdach, das den Regen durchläßt, mit einem Segeltuch abgedichtet werden, ehe die Hütte einigermaßen bewohnbar wird.

Endlich, mit einer Verspätung von vier Stunden, kommen die Packtiere, so daß man ans Abkochen denken kann. Ein in der Nähe wohnender Indianer hat inzwischen einen Hammel gebracht, der sofort geschlachtet wird, und endlich können wir uns an einer warmen Mahlzeit stärken. Leider ist die Ernährung auf solchen Reisen wenig abwechslungsreich: nur Reis und Nudeln, dazu Zwieback und geröstetes Brot. Ein Glück, daß man überall gute Kartoffeln erhält, wenn auch Butter fehlt. Mit der Kochkunst unseres Arriero ist es auch nicht weit her, alles bleibt hart, und über die Reinlichkeit beim Kochen schweigt des Sängers Höflichkeit; ich habe da schreckliche Dinge gesehen.

Bei dieser Höhe von ca. 4200 Metern packte mich nachts die Soroche, die Bergkrankheit, die sich ähnlich wie die Seekrankheit äußert. Dazu eine bittere Kälte, die einem bis ans Mark geht, da ja die Hütte keine Tür hat. Man schläft natürlich angezogen und gestiefelt und gespornt, hüllt sich in zwei oder drei wollene Decken, behält den Hut auf dem Kopf und friert sich fast zu Tode. Nachts muß man hin und wieder hinaus in die Kälte, um einige Schüsse abzugeben und damit die Viehdiebe, die es auf die Maultiere abgesehen haben, zu verscheuchen. Denn die Tiere weiden in der Nacht rings um die Hütte, wo sie gerade Futter finden.

Am nächsten Morgen ist alles mit Schnee bedeckt, der bei eintretendem Regen und Nebel bald in den schönsten Matsch übergeht. Aber trotz der schlechten Sicht muß nun nach den Minenvorschriften, die auf das Wetter keine Rücksicht nehmen, mit dem Vermessen begonnen werden. Bergauf und bergab geht es; denn der stark mineralisierte Höhenrücken geht von der Hütte aus noch etwa 300 Meter nach oben. Den besten Eindruck von der Mineralisierung erhält man im Innern eines ca.

160 Meter langen Stollens, der aus vergangenen Zeiten stammt und durch den man damals ziemlich viel Gold und Silber herausgeholt hat; trotzdem ist aber noch genügend vorhanden, da die Spanier in der Kolonialzeit nur das Ergiebigste abgebaut haben. Die Erzadern, einschließlich Kupfer, ziehen sich viele Kilometer nach beiden Seiten hin. Seit undenklichen Zeiten gibt es in dem benachbarten Indianerdorf sehr geschickte Silberschmiede, und die Frauen tragen geschmackvolle Broschen und Ringe aus dem Silber dieses Berges. Früher legte, wie man uns versicherte, jede Familie Wert darauf, ein silbernes Nachtgeschirr zu haben.

Um Material für neue Analysen zu haben, sprengten wir im Innern der Mine an vier Stellen mit Dynamit und waren überrascht vom reichen Resultat. In den nächsten Tagen wurde trotz der Ungunst des Wetters fleißig vermessen und auch an andern Stellen wurden Sprengungen vorgenommen, um einige Silber- und Kupferadern freizulegen, bis wir endlich nach einer Woche wieder zu dem Indianerdorf in der Nähe zurückkehren konnten. Kurz vorher vermaßen wir noch 40 Hektar Kohle, die wir für den Fall einer Verhüttung der Erze ebenfalls belegt hatten.

Als wir uns dem Dorf näherten, hörten wir schon von weitem Glockengebimmel und Feuerwerk und mußten mit Schrecken gewahr werden, daß man den Namenstag des Dorfheiligen feierte. Das bedeutete aber, daß sich das ganze Dorf einige Tage lang mit dem entsetzlichen Zuckerrohrschnaps betrank und man einfach keine Leute zur Arbeit bekommen konnte. Wir quartierten uns bei einem einigermaßen zuverlässigen Indianer ein und mußten zusehen, wie wir die Zeit totschlugen. Denn unser Arriero war verschwunden, kam nur nachts einmal in unsern Stall, um sich einen Revolver auszubitten, um damit Pferdediebe zu verscheuchen. Unvorsichtigerweise borgte ihm einer der holländischen Ingenieure den seinen, womit dann unser Arriero mitten in der Nacht vollständig betrunken herum-

schoß, zum Glück ohne jemand zu treffen. Am nächsten Morgen mußte ich ihn aus dem Ortsgefängnis auslösen. Vorher wurde er aber erst in einer Gerichtsverhandlung, die von eigenartigen Gebräuchen begleitet war, zu einer Geldstrafe verurteilt. Als Zeichen seiner Würde hatte der Alcalde, Ortsvorsteher, einen Blumenkranz quer über die Brust umgelegt, den jeder der anwesenden Indianer küssen mußte. Angeblich stammt diese Sitte aus uralten Zeiten und hat sich in dem Dorf bis heute erhalten. Hier fiel mir auch auf, welche musikalische Verständnisse man bei vielen Indianern finden kann; zwei Musikbanden sorgten an diesen Festtagen für die nötige Stimmung. Sie betätigten sich unermüdlich bei Tag und Nacht und spielten nach Ansicht eines musikverständigen Ingenieurs gar nicht schlecht.

Dieses Dorf verfügt übrigens seit Jahrhunderten über ein Gemeindeeigentum an Feldern und Wiesen von vielen, vielen Quadratkilometern, die nach kommunistischen Grundsätzen, wie sie in der Inkazeit üblich waren, verwaltet werden. Eine restlose Ausnützung dieses Besitzes ist aber wegen der vielen Viehdiebstähle nicht möglich. Anstatt die Viehdiebe sofort am nächsten Baum aufzuhängen, wie es seinerzeit in Texas geschah, ist man ihnen gegenüber von unbegreiflicher Milde. Die Folge ist, daß niemand seines Viehbestandes sicher ist und niemand mehr Vieh züchtet als unbedingt notwendig ist. Vor Jahren war dieses Indianerdorf ein berühmtes Räubernest, bis 1922 eine Strafexpedition der Regierung die Hälfte der Häuser niederbrannte und etwa 40 Räuber samt ihren Angehörigen erschoss. Seitdem ist es hier um die Sicherheit besser bestellt und man kann daran denken, eine Minenindustrie zu ent-

wickeln, die den Leuten Arbeit und Brot verschaffen würde. Man hat sich sogar schon erboten, ohne Bezahlung an einer Autostraße zu arbeiten, die die Stadt Huanuco mit den Minen verbinden würde.

In diesem Dorf hörten wir auch von einer angeblich sehr reichen Silbermine, die schon seit 1880 verlassen liege, da sich die Besitzer aus Habgier gegenseitig vergifteten. In 1000 Kilogramm Mineral waren 18 Kilogramm Silber enthalten, wie uns ein sehr alter Indianer erzählte, der dort gearbeitet hatte. Da die Mine nur eine Tagreise entfernt lag, beschloßen wir, sie zu untersuchen. Wenn auch die Anstrengungen, um dorthin zu gelangen, ungewöhnlich groß waren — fast wäre ich mit meinem Maultier im Hochmoor versunken —, so haben wir es doch nicht bereut. Als wir mühsam unsern Weg durch das Hochmoor suchten, etwa 4500 Meter über dem Meer, meinte der eine der holländischen Ingenieure zu mir, jetzt erst verstehe er, warum die Einheimischen ihre Mineralschätze nicht selbst ausbeuten. In Europa sei er stets der Meinung gewesen, daß die Nachrichten über die reichen Gold- und Silberminen in Peru nicht stimmen könnten. Sonst hätten doch die Peruaner sich als erste an die Hebung dieser Schätze gemacht. Jetzt müsse er seine Meinung ändern.

Solche Strapazen, um zu diesen Lagerstätten zu kommen, und gar, um sie abzubauen, können nur sehr wenige Menschen ertragen, solche, die die Zähne zusammenbeißen und freudig Leben und Gesundheit einsetzen, um ihr Ziel zu erreichen. Für willensstarke und gesunde Menschen gibt es hier in der Kordillere noch immer Möglichkeiten, durch harte Arbeit zu Reichtum zu kommen.

Was ihr einem der Geringsten . . .

Am Ende der Landstraße, die von Huanuco in das obere Maranontal hinein führt, liegt Culquish, ein kleiner Weiler mit 15 Häusern. Etwas tiefer rauscht zwischen Felsen der Maranon, von blau-

grünen Agaven und Kakteen eingesäumt. Über eine schmale Brücke gelangt der Wanderer auf die andere Talseite hinüber, wo das Gelände vom Fluß her ansteigt und immer steiler wird, bis sich



Ein alter Indio. „Von hundert Falten war sein Gesicht durchfurcht. Das Gewand hing ihm in Fetzen vom Leib.“
(Aufn. E. Huber)

dann jäh wildzerklüftete, braunrote Felswände fast senkrecht in den Himmel türmen. Am Weg liegen riesige Felsblöcke, von Gras und Hecken und Sträuchern fast ganz überwuchert. Von diesem Ort geht die folgende Sage.

Vor vielen Jahren, als noch die Inka-Kaiser das Land der Anden beherrschten, als allenthalben Siedlungen erstanden, als kühn angelegte Straßen die Gaue durchzogen und in reich vergoldeten Tempeln dem Sonnengott gehuldigt wurde, da stand auch hier im Tal des Maranon ein schönes, blühendes Dorf. Dichtes Menschengewimmel durchflutete an Markttagen die engen Straßen und Gassen. Von der hochgelegenen Puna, aus weit entfernten Seitentälern, von überallher kamen die Indios, um Kartoffeln und Mais, buntfarbene Ponchos und kräftige, handgewebte Stoffe gegen klingende Münze und schon lange ersehnte Waren einzutauschen.

An einem solchen Tage geschah es, daß auf dem Marktplatz, mitten im emsigen Handeln und Feilschen ein alter, ergrauter Indio auftauchte. Silberweiß schauten die Haare unter dem verwitterten Hut hervor, von hundert Falten war sein Gesicht durchfurcht. Tiefgebeugt

ging er am Stock über das holprige Pflaster, das Gewand hing ihm in Fetzen vom Leib. Seine ganze Gestalt sprach von Not, Sorge und Entbehrung, und auch ohne seine hilfeschreitenden Augen und seine gabeheischenden Hände hätte jeder sogleich sehen müssen, was dieser Arme brauchte.

Aber die dicken Händler im Schatten der Zelttücher lachten nur hämisch über sein Gebettel, und die behäbigen Weiber hinter den Kartoffelhaufen wurden zornig und hetzten gar die Hunde auf seine dürren Knochen. Auf dem ganzen Weg durch das Dorf blieb seine Hand leer; sein Herz aber füllte sich mit Weh und Bitterkeit.

Müden Schrittes wollte er das Dorf verlassen, als aus einem der letzten Häuser eine Frau trat. Kaum sah sie den Fremdling, da stellte sie auch schon den Wasserkrug flink auf den Boden und brachte eilig Nahrung und Gewand. Aber als sie, ohne auf Dank zu warten, mit dem Krug schnell zum Maranon hinunterlaufen wollte, hielt sie der Fremdling stumm zurück. Wortlos führte er sie über die Brücke auf die andere Seite des Tales. Verwundert folgte die gute Frau. Der Mann kam ihr plötzlich ganz verwandelt vor. Ihr Staunen wurde noch größer, als sie gewahrte, wie gestrafft und aufrecht jetzt der Greis ging. Nur mit Mühe konnte sie seinen Riesenschritten folgen.

Doben, auf halber Höhe des Berges, wandte er sich um; stumm wies er mit der Hand hinunter auf das Dorf, in dem die Lieblosigkeit wohnte. Dann streckte er seine beiden Hände aus. Da — plötzlich neigten sich die Felswände über den Häusern, und mit dumpfem Poltern stürzte eine Flut von Erde und Steinen herab und begrub das ganze Dorf unter sich, Häuser, Tiere und Menschen. —

Diese Sage erzählen sich die Indios am Oberlauf des Amazonenstromes, in Culquish und Llata und in den andern nahen Dörfern, und wenn man an den drohenden Felswänden vorbeireitet, denkt man unwillkürlich an das grausige Geschehen, vor dem eine Frau durch die Güte ihres Herzens bewahrt geblieben ist.

P. Erich Huber

Negerseelsorge in den Vereinigten Staaten

Von P. Konrad L o h r, Memphis

Die Vereinigten Staaten zählen 165 Millionen Einwohner. Davon sind 32 Millionen, also ein knappes Fünftel, katholisch. Unter den 16 Millionen Negern des Landes zählt man aber nur 477 000 Katholiken statt drei Millionen, wie es dem Gesamtdurchschnitt entsprechen würde. Die Erklärung für dieses Mißverhältnis ist darin zu suchen, daß zur Zeit der Sklavenbefreiung die Neger fast zur Gänze in den Südstaaten des Landes lebten, die mit nur wenigen Ausnahmen protestantisch sind. Auch darf nicht vergessen werden, daß sich Hunderte von Sekten eifrigst um die Ge-

winnung der Neger bemühen. Dennoch muß zugegeben werden, daß sich die Katholiken zu wenig um die Missionierung der Schwarzen gekümmert haben. Dieses Versäumnis suchen sie nun gut zu machen. Die Berichte des Jahres 1955 zeigen deutlich, daß sich das Apostolat unter den Negern zwar langsam, aber sicheren Schrittes und mit deutlichen Erfolgen entwickelt. Im letzten Jahr nahm die katholische Negerbevölkerung um 20 000 Seelen zu; davon sind allein 10 053 Konvertiten. Acht neue Kirchen und fünf Schulen konnten errichtet werden. Die katholischen Negerschulen sind bis auf



Seit März dieses Jahres wirken in der Negerpfarre St. Anthony in Memphis unsere Patres Konrad Lohr und Gebhard Schmid. Blick vom Haupteingang der Kirche auf die Negerwohnungen.



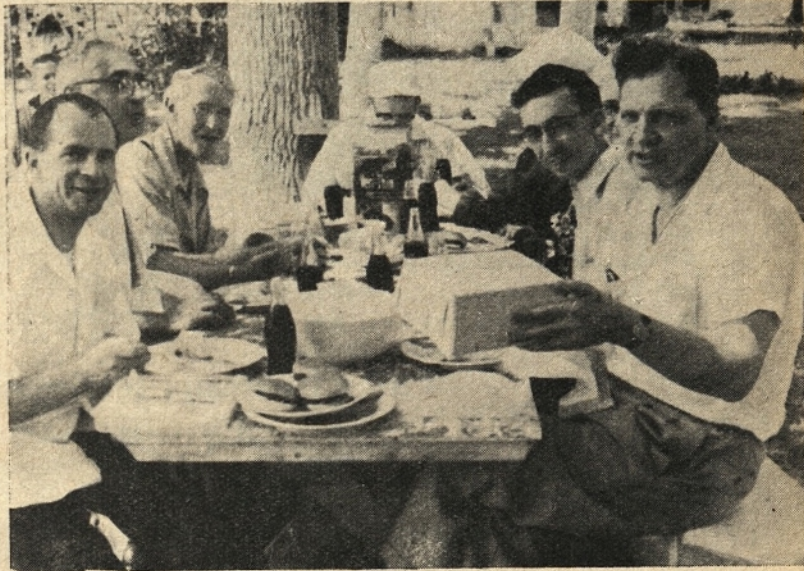
Diese Hütte einer Negerfamilie liegt unserm Pfarrhaus unmittelbar gegenüber. Mögen die Wohnverhältnisse noch so schlecht sein, ein Auto und ein Fernsehapparat gehören zu jeder Familie.

den letzten Platz gefüllt; in vielen Fällen mußten zusätzlich Noträume bezogen werden.

In den letzten 20 Jahren hat sich die Zahl der schwarzen Katholiken verdoppelt, während die Gesamtheit der katholischen Bevölkerung nur um 50 Prozent zugenommen hat. Auch die Zahl der Priester, die sich den Negern widmen, hat sich verdoppelt. In den 468 Negerpfarreien wirken 675 Priester, etwa 1800 Schwestern und 600 geschulte Laienhelfer. Die 332 katholischen Schulen für Schwarze werden von 79 234 Kindern besucht. Dank unseres ausgezeichneten katholischen Schulwesens stehen Lebensstandard und Schulbildung unserer katholischen Neger im allgemeinen denen der

Weißen kaum nach. In manchen unserer Neger Schulen bilden die nichtkatholischen Kinder die Mehrheit, in einigen sind sogar alle nichtkatholisch. Das ist beileibe keine Verschwendung der kostbaren Lehrkräfte. Denn der Kontakt mit unsern Lehrschwestern und Laienhelfern trägt dazu bei, daß viele dieser Kinder dem katholischen Glauben gewonnen werden und durch sie wieder deren Eltern und Verwandten.

Noch heute leben von den 16 Millionen Negern zehn Millionen in den Südstaaten, besonders auch entlang dem Mississippi. Dieses Gebiet dient hauptsächlich der Landwirtschaft, vornehmlich dem Anbau von Baumwolle und Mais. Memphis, wo ich diese Zeilen schreibe,



Picknick auf einem Schulausflug an den Ufern des Horse-Shoe-Lake. Ganz links P. Lohr.



Blick in das Innere der St.-Antonius-Kirche.



P. Remy Stieglitz und Schwester Oberin, die P. Lohr und P. Schmid Englisch-Unterricht gaben.
(5 Aufn. K. Lohr)

ist der Welt größtes Zentrum für Baumwolle. Riesige Flächen Landes prangen jetzt im üppigen Gründ der jungen Baumwollpflanzen. Wenn man mit dem Auto über Land fährt, kann man überall auf den Feldern Gruppen von 20 bis 40 Negern sehen — Männer, Frauen und Kinder —, die das Unkraut ausjäten.

Die Tageslöhne für diese Arbeiter sind denkbar niedrig. Deshalb wandert jedes Jahr ein gewaltiger Strom von Negerfamilien nach dem Norden aus, wo sie in den großen Industriezentren jederzeit Unterschlupf finden und weit mehr verdienen. Dort ist die Rassentrennung auch nicht so strikt durchgeführt und die weißen Pfarreien nehmen immer häufiger auch schwarze Kinder in ihre Schulen auf und behandeln sie ebenbürtig. Darauf legt natürlich jede Negerfamilie wert und sucht ihre Kinder in solchen Schulen unterzubringen. So kommt es, daß der Norden weit mehr Konvertiten aufzuweisen hat als der Süden.

Unser Bemühen wird es nun sein, mitzuhelfen, daß diese armen, verachteten Neger im Glauben befestigt werden, und daß immer mehr dem Irrglauben verfallene zurückfinden zur wahren Herde Christi. Einstweilen haben wir hier in Memphis die Negerpfarre St. Anthony übernommen.

Pater Gratians letzter Ritt

Von Rolf Friedrichs

(Schluß)

Als er sich nach einigen hundert Metern noch einmal im Sattel umwandte und den unbewegten Gestalten in der vor Hitze flimmernden Luft ein letztes „Adios!“ zurief, da kam ihm die tiefe Bedeutung dieses tausendmal gebrauchten alltäglichen Grußes spürbarer als je zum Bewußtsein: „Gott befohlen!“ bedeutete er — und welcher Gruß wäre wohl mehr am Platze gewesen jetzt für die in der Einsamkeit Zurückbleibenden wie auch für ihn, der in die wilde Einsamkeit hineinritt: Fünf Tage bis zur nächsten Ansiedlung, ein alter Mann allein mit seinem Gott.

Gegen Mittag wurde das Gebüsch dichter und dichter. Trotz der instinkt-

sicheren Geschmeidigkeit, mit der das Pferd sich zwischen den mannshohen Mesquitosträuchern hindurchwand, zerfetzte mehr als ein fingerlanger Dorn Kleidung und Haut. Längst bot die grüne Sonnenbrille nur noch schwachen Schutz gegen das Funkeln und Blitzen, mit dem die Milliarden Sandkristalle die Sonnenstrahlen zurückwarfen. Vergeblich reckte er sich im Sattel und spähte nach dem langen blauen Schatten, der ihm den nächsten Cañon und damit Wasser und Schutz für das Nachtlager hätte ankündigen sollen.

Jäh ließ ihn ein seltsames, durchdringendes Geräusch aus seinem Sinnen auffahren. Zuerst glaubte er, er höre den

Wind singen, doch als er das schweißglänzende Pferd zum Stehen brachte, bemerkte er, daß kein Wind aufgekommen war. Er blickte angestrengt zum Horizont, der sich wellenförmig vor ihm ausdehnte, aber er konnte nichts sehen als den flimmernden Vorhang aus Hitze weit draußen, wo der weiße Himmel auf die staubige Erde stieß.

Als er wieder weiterritt, wurde das Singen lauter. Einen Augenblick in seine Gedanken eingesponnen, war es ihm, als höre er die Stimme der Hitze; doch als alter, erfahrener Wüstenfuchs wußte er, daß eine natürliche Ursache hinter diesem immer mehr anschwellenden gleichmäßigen Geräusch stecken mußte, das allgemach begann, an seinen Nerven zu zerren. Und da plötzlich sah er es und schalt sich selbst, daß er sich so lange zum Narren hatte halten lassen: Er war in einen Schwarm Zikaden hineingeritten, und da hingen sie nun an den Mesquitobüschen, zu Klumpen geballt, und sangen ihr flirrendes Hitzelied. Je weiter er vorwärtsritt, desto unerträglicher wurde ihr Schrilla. Er senkte den Kopf unter dem Hämmern dieser Millionen Stimmen. Die Luft selbst schien in Flammen zu stehen, und das tausendfache Zirpen der Insekten machte die Qual der Hitze geradezu unausstehlich.

Pater Gratian hatte die Wüste oft genug durchritten. Ihr Geruch war ihm vertraut, wenn ihr verbrannter Staub vom Wind aufgewirbelt wurde. In jedem Zustand hatte er sie bereits gesehen. Noch nie aber hatte er in einer so greifbaren Weise ihre Stimme gehört. Wohl noch nie aber war er auch so erschöpft gewesen.

In einer Lichtung, einem Platz aus zusammengebackenem Staub von einigen Metern Durchmesser, stieg er ab und band Pancho an einen kräftigen Mesquito-Zweig. In einer klirrenden Wolke von Flügeln stieg dabei ein Schwarm Zikaden auf und ließ sich auf dem benachbarten Strauch nieder. Nicht einmal das Stampfen des Pferdes war zu hören, als es die Fliegen verscheuchte.

Gegen den durchdringenden Gesang der Zikaden kam nichts auf, und als Pater Gratian versuchsweise seine Hände zusammenschlug, hörte er nur einen dumpfen Laut. Irgendwie kam er sich in dieser unwirklichen Umgebung losgelöst vor von seinem eigenen Selbst und demütig fiel er auf seine Knie, im heißen Sand mitten unter stechender Sonne.

Als er sich vom Beten erhob, taumelte er mehr als er ging auf den dürftigen Schatten zu, den auf der Westseite der Lichtung eine Strauchgruppe warf. So weit es ging, kroch er unter das Gesträuch und streckte die schmerzenden Glieder aus. Er schloß die Augen, und sofort war es ihm kühler, als er das grelle Licht nicht mehr zu ertragen brauchte. Wie köstlich war es doch, hier für einige Augenblicke auszuruhen und Kraft zu sammeln für das Weiterreiten, solange das Tageslicht schien. Kleine Funken von Licht fielen auf ihn durch die dornigen Zweige, als er so dalag und sich langsam in den Schlaf treiben ließ.

So schwer war der Schlaf der Erschöpfung, in den der Pater schließlich gesunken war, daß er nicht merkte, wie ein kohlschwarzer Schatten langsam quer über den glühenden Sand auf ihn zukroch. Mit vorsichtigen Bewegungen schob sich die Klapperschlange in den Schatten der rechten Schulter des einsamen Schläfers, bis sie schließlich wohligh zusammengeringt neben dem Pater lag.

Für eine lange Weile geschah nichts, in tiefem Schlaf lagen Mann und Schlange. Dann fuhr Pater Gratian plötzlich auf: Seine Augen suchten den weißen Himmel und stellten fest, daß es höchste Zeit zum Aufbruch sei. Von der unvermuteten Bewegung aufgeschreckt, ließ die Schlange das warnende Klappern ihrer zwölf Ringe ertönen. Aber der Pater hörte es nicht über dem ohrenbetäubenden Lärm der Zikaden.

Schwer stützte er sich auf seinen rechten Arm, um aufzustehen — da biß die Schlange zu. Immer wieder grub sie ihre Zähne in seine Schulter, ihr armlanger Körper peitschte den Staub.

„Was ist denn?“ murmelte der Pater bei dem plötzlichen Schmerz, der seine Schulter durchzuckte. In der Annahme, ein Dornzweig habe ihn gerissen, blickte er um sich — und statt eines Zweiges sah er die Schlange, die bereits davonkroch.

Da wußte er, was geschehen war, und in der ersten Erregung richtete er sich auf die Knie und suchte den Boden ab nach einem Zweig oder einem Stück Holz, um die Schlange zu zerschmettern. Aber er fand nichts, und so blieb er knien und faltete die Hände, wie er es gewohnt war. Mit unsäglicher Mühe kämpfte er Zorn und Verzweiflung nieder, dann sagte er leise zu der Schlange, die ihn aus sicherer Entfernung anstarrte: „Geh!“ Als habe das Reptil ihn verstanden, kroch es langsam weiter zurück, bis es aus seinem Gesichtskreis verschwunden war. „Ja, geh!“ sagte er noch einmal mit verlöschender Stimme und zugleich schämte er sich bitterlich, weil er plötzlich entdeckte, daß er weinte. Es war der schwache Mensch in ihm — dieser schwache Mensch, den er in einem Leben voller Opfer und Entsaugungen so oft verleugnet hatte — der jetzt weinte, weil der Tod bevorstand. Er fiel auf sein Gesicht und schlug die zerkümmerten, staubüberkrusteten Hände vor die Augen. Die Tränen rannen durch seine Finger, und sein Herz hämmerte in rasendem Takt gegen die Erde. Denn dieses Herz hatte Furcht.

Doch nicht lange dauerte dieser Zustand der Schwäche. Der alte Priester, der so oft dem Tode ins Antlitz geschaut und dem ewigen Tode so viele Seelen entrissen hatte, hatte sich nach diesem Ausbruch wilder Verzweiflung rasch wieder in der Hand. Auch der Schmerz, mitten aus dem Werk gerissen zu werden, verging vor der bedingungslosen Unterwerfung in Gottes Willen. Was konnte es denn Schöneres für ihn geben, als sich jetzt am Ende seiner Mühen und vor dem ewigen Ziel zu wissen?

Das Gift wirkte rasch. Schimmernde Streifen schwangen vor seinen Augen wie die Speichen eines riesigen Rades. Das Zirpen der Zikaden wurde in seinen

Ohren zu einem ersterbenden Summen. Mit letzter Kraft, unter unsäglichen Schmerzen, kroch er zu dem Pferd, machte die Satteltasche ab, band das treue Tier los und gab ihm einen aufmunternden Wink. Pancho verstand und trottete langsam davon, sich unterwegs noch einige Male umwendend.

Pater Gratians zitternde Finger hatten unterdessen in der Satteltasche die Gegenstände gefunden, die er suchte: Das kleine Holzkreuz, den Rosenkranz aus Perlmutter und die eine konsekrierte Hostie, die er für Notfälle stets mitzuführen pflegte. Unter unendlichen Mühen, während sein Kopf fast zu bersten drohte, schluckte er sie langsam hinunter. Dann kroch er, Kreuz und Rosenkranz an die Brust gepreßt, an den verhängnisvollen Platz im Schatten zurück. Die Sonne war schon im Untergehen.

„Magnificat anima mea Dominum“, flüsterte er, während die Schmerzen wie spitze Messer seinen Körper durch und durch stachen. Jahrzehntelanger Übung gehorchend, formten seine Lippen die Worte: „Et exsultavit spiritus meus in Deo, salutari meo“, indessen sein Geist bereits nicht mehr davon wußte, denn in diesem Augenblick öffnete sich seiner Seele das Tor zum Licht.

DER SCHRIFTFLEITER

dankt allen, die sich zur Frage: „Roman, ja oder nein?“ geäußert haben. Das Ergebnis: Alle sprechen sich gegen einen Roman aus. Eine Stimme für viele: „Kein Roman soll die wertvolle Zeitschrift verwässern. Es wäre sehr schade. Der Inhalt ist so reichhaltig, daß es wirklich nicht nötig ist, ihn durch einen Roman zu verkümmern.“ Nichts gegen einen guten Roman, aber der „Stern der Neger“ möchte seine Seiten lieber den Berichten aus der rauen Missionswirklichkeit zur Verfügung stellen.

In der vorletzten Nummer baten wir um Spenden für die im Aufbau befindliche Missionsstation Acornhoek. Das Ergebnis war über Erwarten gut, und wir sagen für alle Gaben herzlich Vergelt's Gott. Ein Herr schrieb: „Keinen Roman! Beiliegend 30 DM für Acornhoek.“ Wir baten Br. Dorn, uns über die Entwicklung der neuen Missionsstation auf dem Laufenden zu halten.

In der letzten Nummer befindet sich auf den Seiten 74 und 76 ein bedauerlicher Druckfehler. Es muß statt P. Anton P. Wilhelm Kühner heißen.

Wie Gott einen Schwerhörigen rief

Von Josef Pfeifer, Novize in Josefstal

Schon als zehnjähriger Südtiroler Bub bekam ich durch einen Lichtbildervortrag ein lebhaftes Interesse an den Arbeiten der Missionare. Die einzelnen Bilder erregten in mir helle Freude, und ich hatte große Ehrfurcht vor dem eifrigen und tüchtigen Missionar, der uns von den Negern Afrikas erzählte. In meinem Herzen erwachte die stille Sehnsucht, auch einmal dorthin zu kommen. Aber dabei blieb es zunächst. Ich konnte mich nicht entschließen, nun auch wirklich ein Missionar zu werden. Die Heimat und die lieben Eltern zu verlassen, schien mir ein zu großes Opfer. So vergaß ich den Gedanken bald wieder und besuchte fleißig die Schule. Nach der Schulentlassung arbeitete ich auf dem Hof meines Vaters. Meine liebste Arbeit war es, aus Holz allerlei Dinge anzufertigen. Daher wollte ich einmal Tischler werden.

Einige Jahre vergingen. Ich arbeitete immer noch auf dem väterlichen Anwesen. Mein Vater sagte, ich würde einmal ein tüchtiger Bauer werden und könne nebenher das Wagnerhandwerk ausüben. Ich strebte also diesem Ziele zu und gedachte, später eine Familie zu gründen und dabei glücklich zu werden.

Eines Tages arbeitete ich in meiner Werkstätte, und mein jüngerer Bruder half mir dabei. Er hatte das siebte Studienjahr hinter sich und wollte einmal Missionar werden. Da kam die Mutter herein und plauderte eine Weile mit uns. Dann sagte sie: „Dein Bruder wird einmal Missionspriester, und du kannst Missionsbruder werden. So könnt ihr gemeinsam in die Mission ziehen; denn ein Priester ohne Bruder ist nur ein halber Missionar.“ Dem Bruder gefiel dieser Vorschlag ganz gut, doch ich konnte mich immer noch nicht entschließen, bis mich der Herr selbst in seinen Weinberg rief.

Es war am Christtag des Jahres 1953 beim Hochamt. Da glaubte ich plötzlich ganz deutlich in meinem Innern die Worte zu hören: „Du sollst Priester werden!“ Überrascht und beunruhigt dachte ich darüber nach: Sollte es doch noch

möglich sein und ich zu studieren anfangen, nachdem ich schon im 20. Lebensjahr stand? Die Sache schien mir etwas schwierig, und so entschloß ich mich, möglichst bald Missionsbruder zu werden und mich so ganz dem Herrgott zu schenken. Ich hatte aber Bedenken, gleich einzutreten, da ich kein Handwerk gelernt hatte. So faßte ich den Plan, vorher das Tischlerhandwerk zu erlernen, und bald arbeitete ich als Lehrling in einer Tischlerei. Doch die Lehrzeit schien mir bei jenem Meister verlorene Zeit, da man mich größtenteils zu andern Arbeiten und zu Ausgängen verwendete. So entschloß ich mich, gleich in das Herz-Jesu-Missionshaus Milland bei Brixen einzutreten. Ich bat um Aufnahme und konnte alsbald meinen Einzug halten. Wie war ich erstaunt über die Arbeiten, die dort beim Bau des neuen Knabenseminars geleistet wurden! Fast alle Handwerker, die man so zu einem Bau nötig hat, waren da unter den Missionsbrüdern vertreten. Besonders bewunderte ich die feine Schreinerarbeit. So konnte ich wieder meine Lieblingsarbeit, die Tischlerei, aufnehmen, was mich sehr freute, und ich griff wacker zu.

Bald aber kam mir wieder der Gedanke, ob ich nicht doch Priester werden sollte. Der hochw. P. Rektor, den ich um Rat fragte, erklärte mir aber, daß ich wohl keine Ahnung hätte, was da noch alles zu lernen sei. Bei einem so vorgeschrittenen Alter brauche es eine Begabung, die weit über den Durchschnitt hinausgehe. So ließ ich also diesen Gedanken endgültig fallen. Im Juni dieses Jahres übersiedelte ich in unser Noviziatshaus Josefstal und arbeite nun in der Werkstatt unseres Schreinermeisters Br. Ottmar Spieß.

Ich danke dem lieben Gott für die Gnade, daß er mich in seinen besonderen Dienst berufen hat. Ganz besonders denke ich in Dankbarkeit meiner guten, frommen Mutter, die mir sicher durch ihr Gebet und Opfer diesen Beruf erwirkt hat.



P. Primiziant Eugen Kurz aus Bühlerzell.
Zum Priester geweiht am 29. Juli in Bamberg.



P. Primiziant Josef Frank aus Altmannsweller.
Zum Priester geweiht am 29. Juni in Brixen.

Missionsausstellung in Bamberg

Vom 9. bis 23. September ist im Neuen Gymnasium eine Missionsausstellung eigener Art zu sehen. Entsprechend dem Thema „Weltmission“, das sich die deutsche Jugend in diesem Jahr gestellt hat, wurde in den vergangenen Monaten in München im Zusammenwirken von Ludwigs-Missionsverein, Deutschem Katechetenverein und Bund der

Deutschen Katholischen Jugend eine große Missionsschau zusammengestellt unter dem Motto: Schule und Jugend gestalten das Erlebnis der Weltmission. Von München kam die Ausstellung nach Dillingen und nun, auf Anregung unseres Missionshauses St. Heinrich, auch nach Bamberg.

Der „Stern der Neger“ wird in seiner nächsten Nummer ausführlich darüber berichten.

Hallo, hallo! Buben, Mädchen!

Hier spricht wieder Baba Omuschle aus Afrika!

Ich, Baba Omuschle, habe mir ausgerechnet, wieviele Buben und Mädchen es sein werden, die meine Plaudereien hier im „Stern der Neger“ lesen. Und da wurde ich traurig, denn ich kam auf eine sehr hohe Zahl: Weit über 10 000 müssen es sein. Und deswegen traurig? Ja, weil es dann umso schlimmer ist, daß mir nur so wenige schreiben. Ich hatte mir das anfangs ganz anders vorgestellt. Und dabei gibts doch zwischen einem Missionar und Priester und einer so großen Schar junger Leutchen so viel zu verhandeln.

Diesmal bekam ich nur einen Brief. Aber der wiegt hundert andere auf. Eine Leserin schreibt gleich das Beste: Sie will Missions-

schwester werden. „Angst habe ich keine vor diesen Löwen, denn wenn man die Frohbotschaft Gottes verkünden darf, muß man alles auf sich nehmen. Nur weiß ich nicht, ob ich dazu berufen und würdig genug bin. Darum kann ich mich noch nicht entschließen. Bitte, könnten Sie mir einige Missionsorden nennen?“

Sie schreibt noch viel Schönes, so von ihrem älteren Bruder. Aber ich will nichts verraten, besonders auch ihren Namen nicht. Sonst würden ihre Mitschüler sie erkennen und große Augen machen, wie ein Auto.

Meine Liebe, mit Deinen 13 Jahren hast Du noch Zeit zum Überlegen. Du kannst doch erst mit 17 oder 18 Jahren eintreten. Darum



P. Paul Vogel, Rektor unseres Missionsseminars in Unterpremstätten bei Graz, machte mit einer Gruppe seiner Studenten eine Ferienfahrt durch die süddeutschen Gauen. In Ellwangen wurden sie von Direktor Sommer ins Schulheim Marienpflege eingeladen, wo ihnen die Knabenkapelle einen musikalischen Empfang bereitete. In der Mitte Musikdirektor Bayer, links Direktor Sommer, rechts P. Vogel. (3 Aufn. Zirlik)

ist es auch nicht nötig, daß ich Dir eine ganze Menge alter und neuer Schwesternorden aufzähle. Nur die Franziskanerinnen in Dillingen/Donau will ich nennen. Darüber hat der „Stern“ schon in der ersten Nummer dieses Jahres berichtet, auf der letzten Umschlagseite.

Aber es ist herrlich, wenn Du schon jetzt ein so schönes Ziel vor Augen hast. Da bekommt Dein Beten und Lernen und Spielen eine ganz andere Art. Lerne auf Deinem Gymnasium so viel du kannst; eine Missionsschwester kann alles brauchen, die Sprachen, das Singen und Musizieren, das Basteln und sogar das Kopfrechnen. Aber natürlich am meisten die Religion. Und gewöhne Dir schon jetzt die Tugenden an, die Du einmal besonders nötig hast. Ich erinnere nur an die den sieben Haupttugenden entgegengesetzten Tugenden. Viel hilft es auch, wenn man beim Beichten nicht einfach den Beichtspiegel heruntersagt, wie es die meisten tun, sondern mit eigenen Worten beichtet.

So eine Missionsschwester muß eine handfeste Frau sein. Da weiß ich Dir und Euch allen von einer mutigen Schwester bei uns in Südafrika zu erzählen. Sie war klein und schwächlich, aber furchtlos und tapfer. In Begleitung einer Trägerkolonne reiste sie von einer Missionsstation zu einer andern. Sie mußten im Freien übernachten. Während die andern schon schliefen, buk sie noch

spät in der Nacht Brot. Doch die Löwen schlafen nachts nicht. Da kommen plötzlich die beiden Schwarzen, die die Tragtiere zu bewachen haben, zu ihr ans Lagerfeuer gelaufen und schreien laut auf. Ein mächtiger Löwe war auf einen Esel gesprungen, um ihm das Genick zu brechen. Und was tut die Schwester? Sie läuft mit einem brennenden Holzsplitter hinzu und rückt dem Löwen damit zu Leibe. Der stutzt zuerst, ob das wohl möglich ist, daß ein so zartes Frauchen sich nicht vor ihm fürchtet. Aber die nächsten Sekunden machen ihm klar, daß sie ihn wahrhaftig verbrennen will. Und er läßt vom Esel ab und verschwindet in der Dunkelheit. Der herbeigeeilte Pater war sprachlos.

Ein andermal hatte eine große Hyäne die Frechheit, spätabends noch ihrem Küchenzelt einen Besuch zu machen, um sich einige Brocken zu schnappen. Aber kaum hatte sie sich darin umgesehen, da sauste auch schon, geführt von zarter Schwesternhand, ein dicker Prügel auf ihren Schädel, daß es vor ihren Augen gefunktelt haben muß. Sie suchte das Weite und riß dabei das Zelt um, daß die Schwester darunter begraben wurde. Als man sie befreite, meinte sie nur: „Der habe ich aber eins gewischt.“

Euch allen wieder beste Grüße

Euer Baba Omuschle
Missionshaus Josefstal
Ellwangen (Jagst), Württ.



Am Weltmissionssonntag

leisten auf dem Petersplatz römische Buben und Mädchen ihren Beitrag zum Werk der Heidenmission. (Fides-Foto)